

Beil des XIV. Jahrhunderts; ferner Waffen und Ausrüstungsstücke der beiden letztvergangenen Jahrhunderte.

An alten Trachten, Schmuck, Haus- und Küchengerät war der Zuwachs ein ebenso reicher wie an keramischen Erzeugnissen; auch die Sammlung an Schlosser- und Schmiedearbeiten wurde nicht unwesentlich vermehrt.

Die seit langem hier mit Eifer geförderte Ausstellung von Produkten des Hausfleißes und der Kleinkunst bildet, dank den in jüngster Zeit in größerem Umfange aufgenommenen Bestrebungen des „Bundes Heimatschutz“, einen hervorragenden Anziehungspunkt.

Die ebenfalls in dauerndem Wachstum begriffene Sammlung kirchlicher Altertümer wird eine richtige Würdigung erst finden, wenn sie in weiteren und helleren Räumen aufgestellt sein wird. Ein Gleiches ist von unserer Münzsammlung zu berichten.

Viele der hier aufgespeicherten Urkunden, Aufzeichnungen, Albums u. dergl. harren noch der wissenschaftlichen Erschließung.

Unsere Handbibliothek ist seit Jahren systematisch vermehrt worden, so daß nur in seltenen Fällen eine größere Bibliothek in Anspruch zu nehmen war. Durch Zuwendung seitens der „Historischen Kommission für die Provinz Sachsen und das Herzogtum Anhalt“ ist die Museums-Verwaltung in die angenehme Lage versetzt, die Veröffentlichungen der Historischen Kommission leihweise ausgeben zu können.

Förtsch.

Ein Depotfund der älteren Bronzezeit aus Dieskau bei Halle.

(Hierzu Tafel I, II, III und IV.)

Am 29. November 1904 wurde beim Ausheben einer Miete durch Arbeiter des Königlichen Kammerherrn Herrn v. Bülow auf Dieskau im Saalkreis dicht beim Dorfe in der Tiefe von $\frac{3}{4}$ m ein großer Rauhtopf ohne Deckel aufgefunden, der, „mit dem Gefäßboden untenstehend“, einen reichen Schatz an Bronzen und Bernstein enthielt. Leider sind von dem Gefäß nur einzelne, wenn auch große Bruchstücke (Taf. IV, Fig. 5) erhalten geblieben und war eine Rekonstruktion nicht ausführbar. Der Berguug des Fundes ist im übrigen die größte Sorgfalt zugewendet worden und konnte festgestellt werden, daß bei der Niederlegung die Verpackung in dem Gefäß planvoll vorgenommen

worden war, so daß kleinere Gegenstände, wie Bernstein und Spiralröllchen, zu unterst lagerten, darüber Ringe verschiedener Art; ihnen folgten einzelne Klingen und Dolchstäbe mit Bronzeschaft. Die Holzschäfte scheinen vor der Niederlegung abgesägt oder abgeschlagen worden zu sein. Es fanden sich weder lose Niete noch Bruchstücke oder Rohbronze. Alles war unter Ausnutzung des beschränkten Raumes dicht aneinander gepackt.

Bei einer von mir im April 1905 vorgenommenen gewissenhaften Untersuchung der nächsten Umgebung des Fundplatzes kamen in einer Tiefe von $\frac{3}{4}$ m nur zwei Herdlöcher mit kleinen Herdsteinen, ein „Quetsch“ oder „Schlagstein“ und ein handlicher „Reibstein“ (Oberstein) zum Vorschein. Asche und Kohlenreste wurden in den darüber liegenden Schichten nicht bemerkt.

Unter mäßig starkem Humus lagert hier eine Schicht von lockerem Diluvialkies, der auf $\frac{3}{4}$ m fest und gröber wird, so daß er mit dem Spaten schwer zu durchbrechen ist.

Die Höhe des Gefäßes ist bedauerlicherweise nicht mehr festzustellen; aus einem größeren Stück, an dem Teile des Bodens haften, ist jedoch zu ersehen, daß Durchmesser und dementsprechend wohl auch die Höhe hervorragend gewesen sind. Die Konservierung der Bronzen übernahm der Direktor des Provinzial-Museums, dem sich hiermit Gelegenheit zu einem gründlichen Studium der Objekte bot.

Ein Verzeichnis der Fundgegenstände mit Angabe der Maße und des Gewichts soll, obgleich sie einzeln ausführlich in dem Folgenden behandelt werden, dem Schluß dieser Abhandlung angeheftet werden.

Die in dem Gefäß geborgenen Gegenstände gehören sämtlich der älteren Bronzezeit an.

Die Ähnlichkeit gewisser alter Axtformen, ebenso wie die der Dolche, Ringe und Spiralen ist in ganz Europa eine derartig große, und ihr gemeinsamer Charakter ein so übereinstimmender, daß kein bloßer Zufall die Ursache sein kann.

Andererseits hat, wie Lubbock¹⁾ sagt, doch wieder jedes Land „seine eigenen kleinen Eigentümlichkeiten, sei es nun in der Form oder in der Ausschmückung, sei es auch, daß die Analysen der Bronze verschiedenartige Beimischungen nachweisen, daß das Kupfer nicht aus nur einem Orte bezogen sein kann.“

Wenn Lubbock schreibt, daß offenbar Europa seine Metallkenntnisse einer „großen orientalischen Entdeckung zu verdanken“ habe, so können

¹⁾ John Lubbock, „Die vorgeschichtliche Zeit“ (Passow), Bd. I, S. 57.

wir ihm nur beipflichten, nicht aber, wenn er hinzusetzt, „daß der Gebrauch des Kupfers nicht früher in unserem Erdteile eingeführt worden sei, als bis man bemerkt hätte, daß ein geringer Zinnzusatz es härter und vor allen Dingen brauchbarer machte.“

Es ist hier nicht der Ort, ausführlicher über „eine Kupferzeit“ zu reden und darüber, ob es zweckmäßig ist, die ersten aus zinnfreiem Kupfer bestehenden Geräte der Steinzeit zuzurechnen oder in einer „ersten Metallzeit“, in Verbindung mit der ältesten Bronzezeit, zu behandeln; sicher ist und durch zahlreiche Analysen in jüngerer Zeit nachgewiesen, daß auch in Nord-Deutschland, Dänemark und Süd-Schweden eine Kupferzeit bestanden hat, d. h. „eine Zeit“, wie Montelius¹⁾ sagt, „mit Stein und Kupfer ohne Bronze. Diese Zeit ist wahrscheinlich nur verhältnismäßig kurz gewesen, kürzer als die Kupferzeit in vielen südlichen Ländern und viel kürzer als das Steinalter und das Bronzealter in unseren Gegenden“.

Daß eine zinnreiche Bronze, waren ihre Vorzüge erst klar, das reine Kupfer schnell verdrängen mußte, leuchtet jedem Metallkundigen ein; es soll jedoch hier noch besonders hervorgehoben werden, daß die Überlegenheit der Bronze nicht zum kleinsten Teil darin besteht, daß ein Guß in Bronze weit leichter und sicherer vor sich geht als ein solcher in reinem Kupfer. Bronze wird dünnflüssiger als Kupfer und bildet beim Erkalten keine Blasen, sie dringt in feine Vertiefungen der Form ein und mußte somit zur Herstellung künstlerisch zu gestaltender und auszustattender Gegenstände reizen.

Daß bereits in der Steinzeit ein Sinn für künstlerische Formengebung und Ausschmückung bestanden hat, das dürften die bewundernswerten Arbeiten in Feuerstein, die hochentwickelte Keramik und selbst die Bearbeitung des Bernsteins hinreichend beweisen, „wenn es auch erst der Bronze vorbehalten blieb, die erste Epoche eines ausgebildeten Gewerbs- und Industrielebens anzubahnen.“

„Die Ausbreitung der Bronze brachte“, wie Sophus Müller in seiner Urgeschichte Europas (1905) sagt, „die Völker einander näher. Eine gemeinsame Kultur verbreitete sich von Land zu Land.“

Auch eine regelmäßige Beschaffung scheint gesichert gewesen zu sein.

Äxte.

Unser Depotfund enthielt, um den am meisten verbreiteten Typus der Bronzezeit zuerst zu nennen, nur eine einzige jener „Randäxte

¹⁾ Montelius in „Die Chronologie der ältesten Bronzezeit etc.“ S. 8 ff. zählt auch zahlreiche Kupfersachen aus der Provinz Sachsen auf.

ohne Stielloch“ mit stark erweiterter, bogenförmiger Schneide und gewölbten Seitenrändern, welche einer Verschiebbarkeit im Schaft vorbeugen sollten. Eine nur wenig hervortretende „Rast“ (Steg), fast in der Mitte, wird dadurch gebildet, daß die Metallstärke sowohl von der Schneide wie von der Bahn aus nach der Mitte hin zunimmt. (Taf. I, Fig. 1.)

Die älteste Form der Axt haben wir allerdings nicht vor uns; sie ist bereits vervollkommenet und nicht mehr die einfache Nachbildung der Steinaxt, die im Beginn der Metallzeit sogar als Modell für die Gußform gedient hat. Immerhin gehört sie wie alle mit ihr zusammen aufgenommenen Gegenstände der „älteren Bronzezeit“ an.

Die Schneide ist durch Dengeln geschärft, ein Verfahren, welches bei Äxten, selbst unbeabsichtigterweise, zur Verbreiterung der Schneide geführt haben mag.

Von den Randäxten des „sächsischen Typus“, dessen reichstes Fundgebiet, besonders vertreten durch die Massenfunde von Bennowitz¹⁾ unweit Dieskau und von Schkopau, nach Lissauer²⁾ im Umkreise der Saline Halle liegt, unterscheidet sich unsere Axt dadurch, daß das Klingenblatt in der Mitte nicht eingezogen, vielmehr von mittlerer Breite ist. Auch ist die Rast deutlicher ausgeprägt als bei denjenigen von Bennowitz, welche sich in dem hiesigen Museum befinden und überhaupt eine Anschwellung in der Mitte zeigen. In Richlýs Werk „Die Bronzezeit in Böhmen“ sind auf den Tafeln VIII und XXVIII zwei der Dieskauer Axt ähnliche abgebildet, die eine mit, die andere ohne Rast.

Die Breitseite unserer Klinge ist mit zahlreichen, dicht nebeneinander sitzenden schmalen Schlagmarken bedeckt, wie es scheint, mit Hilfe eines stumpfen Meisels erzeugt. Als Ornament ist die Arbeit nicht zu deuten und ein Treiben des Metalls nach den Rändern zu wäre durch so schwache Schläge kaum ausführbar gewesen. Wahrscheinlich haben wir nur eine das Glätten vorbereitende Arbeit darin zu sehen.

Nach Hedinger ist dieses Gerät „Beil, Waffe, Meisel in Skandinavien, England, Deutschland, Frankreich, Spanien, kurz überall da, wo Kelten hingekommen sind, zu finden. Es fehlt bei Römern und Griechen.“ Die Heimat ist Ägypten.

¹⁾ Vergl. Voß in Verh. d. Berl. Ges. für Anthr. etc. 1879, S. 444 ff.: „Der Bronzefund von Bennowitz.“

²⁾ Lissauer in Berl. Zeitschr. für Ethn. etc. 1904, S. 546: „Erster Bericht der Kommission für präh. Typenkarten.“

Zwei Schmaläxte von fast gleicher Länge (30,50 resp. 30,60 cm) und Schwere: Die kürzere Axt (Taf. I, Fig. 2) ist vortrefflich erhalten und in einer Politur, daß man sie für neu halten möchte, zumal auch die Patina nur eine hauchartige Schicht bildet. Die beiden gleichgerichteten Schneiden sind stumpf gehalten und nicht erst durch den Gebrauch abgenutzt. Längs der vier Ränder laufen etwas ausladende, abgerundete Grate (Leisten). Auch durch die Mitte zieht sich von Schneide zu Schneide eine mit Einhieben verzierte erhabene Linie. Das elliptische Stielloch teilt die Axt der Länge nach in zwei ungleiche Teile, was dazu geführt hat, daß die Schneide des längeren Teils minder stumpf als die des kürzeren ausläuft. Das Metall hat das Aussehen von Kupfer.

Montelius¹⁾ gibt in seiner Chronologie etc. die Abbildung einer ähnlichen, aber um 7 cm kürzeren Schmalaxt aus der Gegend von Nakel (Provinz Posen). Die Verzierungsweise ist fast die gleiche, auch scheint das Stielloch elliptisch zu sein, wenn auch dem Kreise sich mehr nähernd als bei der Dieskauer Axt.

Die zweite Schmalaxt (Taf. I, Fig. 3) hat durch Oxydation stark gelitten, läßt aber doch die wenig saubere Arbeit noch recht gut erkennen. Ein Ausputz um das Stielloch, welches ebenfalls die Klinge in zwei ungleiche Teile scheidet, ist ganz unterblieben. Ein stumpfer Grat um die Ränder in Gemeinschaft mit Längsrippen auf der oberen und unteren Axtfläche bildet ein Ornament. Auch dieses ist, wie ein Blick auf die Abbildung lehrt, sehr flüchtig gearbeitet, da die mittlere Längsrippe auf dem größeren Axtteil nicht, wie das System verlangte, auf die Schneide zuläuft, sondern nach der Seite abweicht.

Die ungleiche Metallstärke um das Stielloch ist ein Flüchtigkeitsfehler, der sich bei einer eventuellen Benutzung oder beim Fallen auf Stein schwer gerächt haben würde: Wir besitzen in unserem Provinzial-Museum eine verwandte Schmalaxt aus der Gegend von Eilenburg, die an dieser schwachen Stelle geborsten ist. Auch eine von Klemm²⁾ beschriebene, bei Neunheilingen, Kreis Langensalza, 1834 aufgefundene „schlanke Spitzaxt war über das Loch gebrochen“. Klemm hielt die Axt weniger für ein dem Gebrauche gewidmetes Werkzeug als für das „Zeichen königlicher oder obrigkeitlicher Würde“. Und wir können ihm nur beipflichten besonders bezüglich der beiden

¹⁾ Montelius, Chronol. d. ä. Bronzezeit etc. in Fig. 83, S. 35.

²⁾ G. Klemm, „Die Werkzeuge und Waffen, ihre Entstehung und Ausbildung“, 1858, S. 110, mit Abbildung.

zuletzt erwähnten sehr langen Äxte von Eilenburg und Neunheilingen.

Zwei „Schmaläxte mit erhabenen Leisten“ seien hier noch erwähnt: die eine, aus Emersleben, Kr. Halberstadt, stammend, befindet sich im Dom zu Halberstadt, die andere sah ich im Privatbesitz in Hornburg. Letztere stammte aus Börsum im Herzogtum Braunschweig. Beide etwa 25 cm lang.

Bernstein.

Ob die aufgefundenen Stücke — die Zahl beträgt über 120 — zu einer einzigen Kette gehört haben, erscheint in Anbetracht des hohen Wertes des Bernsteins in jener Zeit sehr fraglich: Naue berichtet in „Die Bronzezeit in Oberbayern“ S. 129, daß er in einem Grabe eine Kette von 70 Perlen gefunden habe und findet die Zahl recht hoch; anderseits teilt v. Sacken in „Das Grabfeld von Hallstatt“ S. 78 mit, daß daselbst 9fach um den Hals geschlungene Bernsteinketten gefunden wären — allerdings aus der Hallstattzeit! Unser Fund besteht in der Hauptsache aus etwa 120, zum Teil kugelrunden, zum Teil mäßig abgeflachten Perlen von 10—15 mm Durchmesser; dazwischen findet sich nur eine doppeltkonische, „faßartig“ geformte Perle von 12 mm Länge. Außerdem gehören zu dem Funde noch einige „axt- oder keilförmige“, der Länge nach durchbohrte, beschnittene Stücke und zwei rohe, unbearbeitete Brocken, die nicht der Länge nach, sondern quer durchlocht sind. Die axtartigen Stücke können sehr wohl, wie dies wiederholt beobachtet worden ist, als besondere, nicht zu einer Halskette gehörende Anhängsel oder als „Knöpfe für Fransen“ anzusehen sein.

Der Erhaltungszustand ist ein leidlich guter und sind Risse und Verwitterung nicht eben tief eingedrungen; dagegen ist ein Teil der Perlen, vielleicht infolge zu raschen Trocknens und minder sorgfältiger erster Behandlung, zersprungen. Der frische Bruch zeigt weinhellen, fast feurigen Glanz.

Ohne Zweifel haben wir es mit nordischem Bernstein (Succinit) zu tun, mit jenem hochgeschätzten Material, das bereits zur Steinzeit auf dem Wege des Handels bis in unsere engere Heimat vorgedrungen war (Nietleben, Lützen, Vippach-Edelhausen).

Als Weg, auf dem dieser „Luxusstoff“ hierher gelangt sein dürfte, ist die Elbe und Saale anzusehen und nimmt Montelius an, daß der in älteren Zeiten bei uns eingeführte Bernstein in der Hauptsache

Jütland und nicht etwa Westpreußen entstammt.¹⁾ Als Tauschobjekte hätten die im Süden beheimateten Händler Metalle, Kupfer, Bronze und Gold, dorthin gebracht; die daraus gefertigten Geräte würden in Jütland weit zahlreicher gefunden als in Westpreußen. Olshausen²⁾ spricht sich bezüglich „Ostpreußens“ dahin aus, daß ein lebhafterer Handel vom Samlande nach dem Mittelmeere nicht vor dem Jahre 400 v. Chr. stattgefunden habe. „Die Glanzperiode der ostpreußischen Urzeit fällt in das 1. bis 4. Jahrhundert n. Chr. und für sie wird man dem Bernstein einen größeren Anteil am Verkehr zuschreiben dürfen.“

In Richlýs Werk „Die Bronzezeit in Böhmen“ ist auf Tafel XLVIII eine Halskette abgebildet, bei welcher Spiralröllchen aus Bronze mit abgedrehten und rohen Bernsteinperlen abwechseln. Von einer ähnlichen Anordnung dieser Zierstücke habe ich, wie Tafel I, Fig. 4 lehrt, beim Aufreihen Abstand genommen aus Gründen, welche im nächsten Abschnitt angegeben werden sollen.

Spiralen.

Die zylindrischen Armspiralen sind aus einem einfachen Bronzestab oder -band von 3—4 mm Breite und von elliptischem Querschnitt gewickelt. Beide Enden verjüngen sich in der letzten Windung und zeigen dann an den Schmalseiten schärfere Kanten. Die Zahl der Windungen beträgt 13 resp. 11; Höhe und Durchmesser gleich 7 cm. Bei den noch federnden Spiralen ist das Glätten und Polieren des Bronzefandes mit der größten Sauberkeit ausgeführt (Tafel I, Fig. 5).

Große, zum Teil nicht minder kunstvoll gefertigte Spiralen, z. B. aus den Kreisen Merseburg, Weißenfels, Querfurt und dem Saalkreise, sind in unserem Provinzial-Museum vertreten, darunter solche mit unregelmäßiger Wölbung und mit wechselnder Form und Breite des Bandes. Auch doppeltkonische kommen vor; wogegen „größere aus einem zusammengelegten Drahting gewickelte“ zu fehlen scheinen.

In den bronzezeitlichen Skelettgräbern vom „Kuhtanz“ (nicht „Kuhdamm“!) bei Goseck, denen ich ein sehr hohes Alter zuschreibe, fanden sich neben einfachen Armspiralen auch „gereifelte Armbänder“,³⁾ ein Beweis, daß man sehr früh den Versuch gemacht hat, die Spirale in Guß nachzuahmen, wobei man zur Erzielung einer gewissen

¹⁾ Montelius, „Die Chronologie der ältesten Bornzeit in Norddeutschland p. p.“ S. 72.

²⁾ Olshausen, „Der alte Bernsteinhandel der cimbrischen Halbinsel etc.“ in „Verh. d. Berl. Anthr. Ges.“ 1890, S. 270 ff. und 1891, S. 286 ff.

³⁾ Förtsch in Jahresschr. Bd. I, Tafel VIII.

Elastizität für das Auf- und Ablegen des Schmuckstücks einen durchgehenden Spalt beim Guß erzeugt hat. Eines Beweises für das hohe Alter „der Spirale“ auch in unserer Gegend und die Benutzung derselben als Ornament — wenn auch in sehr bescheidener Weise —, bedarf es hiernach nicht, auch muß eine Betrachtung über die vermutliche Heimat dieser anmutigen und weitverbreiteten Dekorationsweise hier als zu weitgehend unterbleiben.

Mir will es scheinen, daß Ranken von Schlingpflanzen und diese selbst in ihrem eigenartigen Wachstum ebenso wie die Anlegung selbstgefertigter Binden um Arme und Beine in verschiedenen Gegenden und Ländern den Menschen frühzeitig auf die Spirale geführt haben müssen, und daß es erklärlich erscheint, daß, war erst die Härte und die gleichzeitig bestehende Elastizität der Bronze erkannt, der Weg nicht mehr weit war bis zur Benutzung federnder Spiralen als Schmuck oder auch Schutz.

Spiralröllchen (Tafel I, Fig. 6), aus feinem Bronzedraht gewickelt: Die Länge schwankt zwischen 3 und 7 cm, der Durchmesser beträgt etwa bei der Hälfte 5 mm, bei den übrigen 3 mm. Sie finden sich besonders häufig in Gräbern sowohl der älteren wie jüngeren Bronzezeit und dienten auf Schnüre gereiht als Halschmuck; jedoch scheint man sie auch als Ketten in das Haar oder um dasselbe gewunden zu haben.¹⁾ Dr. Mertins²⁾ berichtet von einem Grabfund, in welchem der Schädel des Bestatteten dreimal mit einer Kette aus Spiralröllchen umwickelt war. Im Juni 1905 habe ich in der Nähe von Gerbstedt einen Grabfund der älteren Bronzezeit geborgen. Auf dem Schädel lagen neben einer einzuhakenden flachen Bronzespirale 5 lange Spiralröllchen; kein Zweifel, daß sie zusammen einen Haarschmuck gebildet hatten. Nicht selten hat man bei Halsketten abwechselnd Bernsteinperlen, wohl auch gerollte Blechstreifen aufgereiht. Die letzteren habe ich in großer Zahl unweit von Dieskau, nahe dem bekannten Dorfe Bennewitz, gefunden. Spiralen und Blechstreifen, allerdings in geringer Zahl und von unbedeutender Länge, traf ich in Gräbern der älteren Bronzezeit bei Goseck an.³⁾

Bei unserem Dieskauer Funde sind die Röllchen nicht in Gemeinschaft mit den Bernsteinperlen aufgereiht gewesen, sondern für sich,

¹⁾ Vgl. Richlý, „Die Bronzezeit in Böhmen“, Tafel XLVIII.

²⁾ Dr. O. Mertins in „Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift“, B. 6, 1896, S. 338.

³⁾ Förtsch in „Jahresschrift für die Vorgesch. d. sächs.-thür. Länder“, B. I, S. 72.

und zwar nicht auf eine Schnur oder Sehne, sondern auf Ranken von „wildem Hopfen“ oder der „Wildrebe“, von denen infolge der Oxydation der Bronze lange Bruchstücke erhalten sind. In den Bernsteinperlen fanden sich derartige Reste nicht vor, auch würde die Durchbohrung der Bernsteinperlen zu eng gewesen sein.

Ringe.

Die offenen Halsringe mit aufgerollten Enden, in der Form einer korrekten Ellipse, haben keine gleiche Größe und Schwere, auch ist nur bei zwei Ringen die Entfernung zwischen den Enden gleich. (Taf. I, Fig. 7.)

Für Depot- und Grabfunde der Bronzezeit sind sie durchaus charakteristisch und hat man ihnen, da sie fast überall und oft in großer Zahl vorkommen, vielfach eine numismatische Bedeutung beigemessen, ähnlich wie gewissen, flachen Ringen, Gold- und Bronzespiralen, sowie den Flachäxten. Richlý bildet wiederholt Ringe wie die unsrigen ab und beschreibt die Technik des Gusses, sowie die der späteren „Bearbeitung durch fortgesetztes Hämmern und nachträgliches Glätten“. ¹⁾ Nach ihm „wurde die Gußform jedesmal erneuert, aber immer präzise hergestellt“; Dimensionen und Gewicht sind stets verschieden. Szombathy-Wien erhielt, nach Richlýs Mitteilungen, von einem umfangreichen Bronzefund aus Oberklee bei Saaz in Böhmen 21 solche Halsringe, unter ihnen einen unfertigen, dessen Enden noch stumpf, d. h. noch nicht zu einem Band ausgehämmert und zu Ösen umgelegt waren. Der ganze Fund hatte in einer Schüssel gelegen und neben 50 Äxten 40 Halsringe enthalten.

Auch unser Provinzial-Museum besitzt einen unfertigen Halsring, der aus Josolovic in Mähren stammt. Der Ring ist als Ellipse gegossen, fast kantig und besonders im Innern roh und uneben. Bearbeitet ist er nur an den Enden, und zwar insoweit, als diese zur Bildung der Ösen etwas ausgehämmert, „gestreckt“ und umgebogen worden sind. Ich habe diesen Ring neben zwei Dieskauer Ringen mit abbilden lassen (Taf. I. Fig. 7a). Zwei weitere im Provinzial-Museum befindliche Ringe, wenig bearbeitet und mit noch völlig stumpfen Enden (180, II) stammen aus einem Grabfunde von Dederstedt im Mansfelder Seekreise.

Daß die Ringe als „Halsringe“ getragen worden sind, hat Jos. Szombathy-Wien, der einen solchen um den Hals eines Skeletts

¹⁾ Richlý a. a. O., S. 74.

liegend gefunden hat, nachgewiesen.¹⁾ Nach meiner Ansicht ist der Ring so getragen worden, daß ein Band, welches von Öse zu Öse führte, auf die Halswirbel zu liegen kam, wodurch ein Wundscheuern der Haut an dieser empfindlichen Stelle vermieden wurde.

Nicht selten hat man — auch in unserer Provinz ist dies der Fall — eine größere Anzahl solcher Ringe zu einem Halsschmuck vereinigt gefunden, und zwar in der Weise, daß sie nach unten zu an Umfang und Stärke gleichmäßig zunahmen, während die Ösen gleichweit voneinander abstanden, so daß sie durch zwei gerade vertikale Niete oder durch ein Band verbunden werden konnten. Bei unseren Halsringen würde eine gleiche Anordnung nicht ausführbar sein, da die Lücken zwischen den Ösen nicht übereinstimmen, die Ösen sich nicht decken und auch die Ringe an Umfang und Stärke nicht gleichmäßig zunehmen. Nebenbei sei erwähnt, daß besonders im Norden, wo die besprochenen Ringe seltener sind, ein gegossener ringkragenartiger Halsschmuck, bei dem mehrere Ringe zu einer gebogenen Platte vereinigt erscheinen, vorkommt. Man hat sie früher vielfach, durch klassische Vorbilder verleitet, als „Diademe“ gedeutet.

Die Zahl der massiven Beinringe (Fußringe) beträgt acht, von denen die Hälfte „geschlossen“ ist. Diese letzteren tragen an der Stelle, wo bei offenen Ringen der Spalt zu sitzen pflegt, drei beziehungsweise vier rohe, ringartige, durch Guß erzeugte Erhebungen, die jedoch im Innern des Ringes wegfallen. Ein mäßig hoher Längsgrat, der sich auf der Innenseite hinzieht, ist sauber geglättet. Außen sind die Ringe abgerundet (Taf. I, Fig. 8). Unser Provinzial-Museum besitzt nur einen gleichen Beinring (164, II), der aus Zabenstedt im Mansfelder Seekreise stammt und s. Z. von dem Sächs.-thür. Verein übernommen worden ist. Der Ring hat die Abmessungen der oben genannten Dieskauer Ringe, zeigt den Längsgrat im Innern und auch drei ringartige Erhöhungen an der dünnsten Stelle; er ist jedoch in hohem Maße abgenutzt, und zwar, was zu beachten ist, scheinbar durch langen Gebrauch. Die an einer Stelle erkennbare rote Farbe läßt als Metall „Kupfer“ vermuten.

Zwei weitere ebenfalls elliptische Beinringe von geringerem Gewicht und mit mäßiger Verjüngung sind gespalten, die Enden stoßen fast aneinander. Der Spalt ist nur 2,50 mm weit. An jedem Ende sind je 5 seichte Einkerbungen, „Querriefelungen“, sichtbar. An der dicksten Stelle, sowie 4 cm von jedem Ende entfernt, führen feine,

¹⁾ Richlý a. a. O. S. 77.

nur 2 mm Durchmesser habende Kanälchen durch das Metall. Wie eine Gußnaht im Innern dieser Ringe lehrt, sind dieselben in einer Form, die aus zwei Teilen bestand, gegossen worden, und will es mir scheinen, als ob diese Kanälchen dadurch entstanden sind, daß die beiden Teile der Gußform durch Stifte, „kleine Formkerne“, aus vergänglichem Material zusammengehalten worden sind; auch erscheint es nicht ausgeschlossen, daß die Durchlochungen zur Aufnahme einer Schnur bestimmt gewesen sind (Taf. I, Fig. 9).

In Radewell unweit von Dieskau wurde vor einigen Jahren ein offener, weiter Ring mit knopfartigen Enden, an dessen dickster Stelle zwei lange Ketten befestigt sind, ausgegraben. Er gehört jedenfalls auch der älteren Bronzezeit an und zeigt zwei derartige Kanälchen, die nur 2 cm von den Enden abliegen.

Die Deutung dieses Stückes, das ich im allgemeinen Interesse habe abbilden lassen (Taf. II, Fig. 1), ist bisher nicht gelungen. Bemerkte sei, daß die beiden rümnadelartigen Stifte, die sich an den Ketten befinden, weil zu stark, nicht in die Löcher des Ringes einzuführen sind.

Bei zwei anderen ganz gleich gestalteten Dieskauer Beinringen von sehr sauberer Arbeit stoßen die beiden zu einem kleinen Konus gestauchten Enden fast aneinander. Der Querschnitt ist, da eine Seite mäßig abgeflacht erscheint, nicht ganz kreisförmig. Vielleicht ist diese Abflachung durch häufiges Tragen hervorgerufen, Taf. I, Fig. 10.

Dr. O. Mertins¹⁾ möchte diese schweren Ringe, die auch in Schlesien häufig vorkommen, nicht als Beinringe gedeutet wissen, „da sie entschieden zu schwer wären; außerdem spräche der zuweilen auf der Innenseite hervortretende Längsgrat dagegen.“ Wie bereits ausgeführt, ist dieser Längsgrat auch bei vier Ringen des Dieskauer Fundes vorhanden, tritt jedoch nicht scharf hervor, sondern ist sauber geglättet und abgeputzt. Seine Entstehung verdankt er vielleicht dem Gußverfahren.

Gegen die Deutung als „Henkel für Gefäße“ wendet Mertins ein, „daß sie gerade in Depotfunden massenhaft vorkommen, und daß den Ringen entsprechende Gefäße von einer Größe hätten sein müssen, die niemals beobachtet worden ist“. Die Deutung als „Schlag- und Eidringe“ hält er für eine „bloße Annahme“.

¹⁾ Dr. O. Mertins, „Depotfunde der Bronzezeit in Schlesien“ in Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift, B VI, S. 312 ff.

Was man unter einem „Schwurring“ zu verstehen hat, ist mir bisher nicht ganz klar geworden, erwähnen möchte ich jedoch hier, daß Sophus Müller in seinem jüngst erschienenen Werke „Urgeschichte Europas“, Fig. 142, eine „gallische Gottheit von dem Gundestruper Kessel“ (Jütland) abbildet, die in der Linken eine Schlange, in der Rechten einen ellipsoidalen Ring hält, der unseren schweren geschlossenen Ringen sehr ähnlich sieht.

Mertins glaubt, „daß man der Rohbronze als Handelsware gern die Form schwerer Ringe gegeben habe, lieber als die Form von flachen Kuchen und Klingen (Ungarn), da der Transport durch Aufreihen erleichtert worden und das gebotene Rohmaterial ansehnlicher erschienen sei.“ Flüchtige Ornamente, wie sie auch bei unseren Dieskauer Ringen vorkommen, hält Mertins für „bedeutungslos, da sich leicht Beispiele dafür anführen ließen, daß auch heute noch Rohprodukte mit einfachen Ornamenten in den Handel gebracht würden“.

In Holstein sollen nach einer wohl nachträglich eingefügten Fußnote in „Sophus Müller, Nordische Altertumskunde“ B I, S. 351, Beinringe an unverbrannten Leichen gefunden worden sein, ein Vorkommnis, das, dem Text nach, der Autor seit langem erhofft hatte. Die Form dieser Ringe ist mir leider unbekannt geblieben.

Lissauer¹⁾ erwähnt spiralförmig gewundene, mit Gruppen von Dreiecken und vertikalen Strichen verzierte Beinringe auch aus unserer Provinz, aus Neuwaldensleben, Hundisburg und Halle. Der letztgenannte, in der Literatur oft erwähnte Ring aus Halle ist kreisrund und hat das respektable Gewicht von 1256 Gramm. Ein Zweifel, daß je ein Mensch solchen Schmuck getragen haben könnte, wäre berechtigt, wenn wir nicht wüßten, daß bei halbwilden Völkern Beinringe von noch größerem Gewicht und in mehreren Stücken besonders von prunksüchtigen Weibern getragen werden. Die Absicht, durch vermeintliche Verschönerung ihrer Person auf andere Eindruck zu machen, läßt sie die größten Unbequemlichkeiten willig ertragen.

Es ist sehr zu beklagen, daß in dem „2. Jahresbericht des Sächs.-Thür. Vereins von 1822“ über die näheren Fundumstände nichts gesagt ist. Da der der älteren Bronzezeit angehörende Ring, wie schon erwähnt, Halle, also der Nähe von Dieskau, entstammt und oft genannt worden ist, habe ich ihn (Taf. II, Fig. 2) abbilden lassen.

¹⁾ Lissauer, „Westpreußische Bronzeringe und deren Verbreitung“ in „Verh. d. Berl. Ges. für Anthr.“ 1892, S. 472.

Nach v. Sacken¹⁾ sind in Gräbern der Hallstattzeit hohle Fußringe bei Frauen und Kindern wiederholt gefunden worden und im Wiesbadener Museum sah ich sie vor Jahren an einem weiblichen Skelett der Latènezeit(?) neben Halsring und zahlreichen Armringen. Ebenda konnte man an gleichfalls aus dem Nassauischen stammenden Beinringen an zwei sich gegenüberliegenden Stellen deutliche Abnutzungen bemerken, was man als Beweis ansieht, daß sie wirklich getragen worden sind, und zwar über den Knöcheln. Naue-München hat an den inneren Flächen eines Beinringes Abdrücke eines schmalen Bandes erkannt, woraus zu schließen ist, daß derselbe an dem nackten oder bekleideten Unterschenkel festgebunden war.

In der „Berliner Zeitschrift für Ethnol. etc.“ 1904, S. 484 ff. beschreibt Dr. Hahne-Magdeburg einen bei Piesdorf im Mansfelder Seekreise gemachten Depotfund, der in einem Tongefäß des „Aunjetitzer Typus“ niedergelegt war. Er bestand aus drei geschlossenen Bronzeringen, die auch bezüglich der bescheidenen Verzierungen unseren zuerst genannten Beinringen gleichen dürften. Professor Kossinna-Berlin hat zu diesem Funde Erläuterungen gegeben und verwandte Funde aufgezählt, von denen der Depotfund von Bagow, Kreis Westhavelland, wegen der Ähnlichkeit verschiedener Objekte mit den Dieskauer Altsachen unser besonderes Interesse erweckt. Es befanden sich in dem Bagower Funde zwar keine Dolchstäbe und Klingen, wohl aber Flachbeile, Ösenhalsringe, sehr starke, ovale, offene Armringe mit knopfartigen Stempelenden, ein starker ovaler, weit offener, zugespitzter facettierter Armring und ovale, engschließende Beinringe.

Kossinna weist die Funde der ersten Bronzeperiode, und zwar dem ostdeutschen Typus zu.

Die Armringe sind schwer und dem Unterarm entsprechend elliptisch geformt, nicht kreisrund und dabei offen. Sechs dieser Ringe sind an den Enden gestaucht, mit „knopfartigen Stempelenden“²⁾ versehen. Diese Arbeit ist nicht an allen Ringen mit gleicher Sauberkeit ausgeführt worden (Taf. II, Fig. 3).

Zwei andere Armringe sind wuchtig gehalten und noch wesentlich schwerer als die erstgenannten; der eine ist facettiert, sechskantig, der andere abgerundet und an den verjüngten Enden zu einem flachen Stempel gestaucht. Die Längsachse beträgt bei dem kantigen

¹⁾ v. Sacken a. a. O. S. 68.

²⁾ Es sei daran erinnert, daß auch der oft genannte und abgebildete goldene Armring von Leubingen diese Stempelenden aufweist.

Ring im Lichten nur 6 cm, bei dem mit rundem Querschnitt 6,50 cm, während bei den zuerst genannten die Länge der langen Axe zwischen 7 und 7,50 cm schwankt.

Die beiden plumpen Armringe (Tafel II, Fig. 4 und 5) gehören ebenfalls der älteren Bronzezeit an. Über einen dem facettierten gleichen Ring äußert sich Kossinna,¹⁾ „er sei dadurch wichtig, daß er in der zweiten Periode in Böhmen und Ungarn fortlebe“.

Die Frage, ob etwa diese sämtlichen Armringe von einer Person gleichzeitig getragen worden sind, kann, da wir einen Depotfund vor uns haben, kaum aufgeworfen werden. Immerhin mag auch bezüglich dieses Schmuckstücks Überfülle gern zur Schau getragen worden sein; wissen wir doch aus Grabfunden, besonders aus solchen jüngerer Perioden, daß nicht selten jeder Arm mit 8, wohl auch mit 10 Ringen, allerdings von leichterem Kaliber, besteckt war.

Zu beachten ist bei unserem Funde noch ein Kinderarmring, Tafel II, Fig. 6, der aus einem minder schweren Armring der eingangs erwähnten Sorte durch Zusammenpressen oder -klopfen, so daß die Enden sich kreuzen, aptiert worden ist. Hierdurch ist er gewissermaßen zu einem geschlossenen geworden, der aber sehr wohl über eine Kinderhand gestreift werden konnte. Keinesfalls ist anzunehmen, daß dieses Zusammenpressen oder -klopfen an dem Arm eines lebenden Kindes vorgenommen worden ist.

Über das Aufstecken der Armringe ist schon viel nachgedacht und geschrieben worden, und gar oft hat man die Ansicht aussprechen hören, daß entweder die Gliedmaßen der Träger und Trägerinnen besonders zierliche gewesen sein müßten, oder man habe sie in jugendlichem Alter aufgesteckt und dauernd tragen lassen, da bei der Sprödigkeit des Metalls ein wiederholtes Auf- und Zubiegen ausgeschlossen erscheint.

v. Sacken²⁾ erinnert daran, daß die schmiegsamen Hände der Zigeuner mit Leichtigkeit durch enge indische Ringe aus Horn oder Glas mit der Hand durchzuschlüpfen vermögen, und „daß Gefangenwärter, die mit echten Magyaren und Zigeunern zu tun hätten, bezüglich der Handschellen und Fußfesseln dies bestätigen könnten.“

Obleich nun unsere Dieskauer Armringe in ihren Abmessungen die meisten hier befindlichen, auch die aus jüngeren Perioden der

¹⁾ Kossinna in Zeitschr. f. Ethn. pp. 1902 „Die indogermanische Frage, archäologisch beantwortet,“ S. 191.

²⁾ v. Sacken a. a. Ö. S. 69.

Bronzezeit, übertroffen und der Spalt eine Weite von 3 bis 4 cm hat, so vermochten doch diejenigen Damen, die ich um einen Versuch bat, es nicht, die Ringe aufzustreifen, wobei ich allerdings betonen muß, daß jeder Versuch, irgendwelche Gewalt anzuwenden, unterblieb.

Bei einem Besuch des hiesigen Zoologischen Gartens, in dem eine indische Truppe Vorstellungen gab, machten einige weibliche Mitglieder denselben Versuch, und da zeigte es sich, daß sie die Armringe aufstreifen konnten und zwar entweder direkt über die feinen Unterarmknochen von der Seite aus oder über die Handfläche. Ein 17- bis 18jähriges Mädchen vermochte sogar den Ring, selbst ohne den Daumen in den Spalt zu legen, über die Hand zu ziehen.

Dolchstäbe und Klingen.

Vier Dolchstäbe, an denen noch der bronzene Schaft oder wenigstens Teile desselben vorhanden waren, enthielt das Gefäß; daneben noch 9 Klingen (Blätter), welche ehemals bereits zu Dolchstäben verarbeitet gewesen sind oder für solche bestimmt waren. Eine zehnte Klinge, von welcher zuletzt die Rede sein wird, ist anderen Fabrikats und vielleicht auch zu einem anderen Zweck bestimmt gewesen. Diese eigenartige Waffe ist aus dem Dolch hervorgegangen und ist dadurch gekennzeichnet, daß eine Dolchklinge nach Art der Axt an einem langen Schaft befestigt wurde. Keine unserer Klingen erreicht die Länge eines „Kurzschwertes“, für das es, das muß ich einräumen, ein Normalmaß allerdings nicht gibt. Die längste der Dieskauer Klingen mißt von der deutlich erkennbaren „Grenzlinie“ ab, gebildet durch das vordere Ende des Schaftes, bis zur Spitze nur 27 cm; eine für ein mit der Hand zu führendes „Schwert zu Hieb und Stich“, zu geringe Länge! Bei dem kürzeren Schwerte des Kuckenburger Depotfundes (Rhonetypus), den ich in unserer Jahresschrift 1904 beschrieben habe, beträgt die Länge der Klinge 46 cm, und doch will uns das Schwert noch recht kurz erscheinen.

Auch dürfte keine unserer Klingen, das darf ich wohl hinzusetzen, als Speerspitze, etwa nach Art steinzeitlicher Speerspitzen an einem langen Schaft befestigt, anzusprechen sein.

Den Ursprung unserer Dolchklingen haben wir in den triangulären Dolchen der älteren italienischen Bronzezeit, etwa um 1500 v. Chr., zu suchen. Als sie etwas später nach Norddeutschland kamen, fanden sie bereits eine entwickelte Bronzezeit vor.

Abbildungen der Dolchstäbe finden sich nach S. Müller¹⁾ in Felswände eingehauen, an ganz entlegenen Stellen der Seealpen; wirkliche Dolchstäbe in Spanien, auf den britischen Inseln, in Norddeutschland bis nach Posen hin, auch vereinzelt in Litauen und Ungarn. In Griechenland fehlen sie ganz. „In Norddeutschland ist der Schaft dieser Dolchstäbe, der sonst aus Holz war, ganz oder teilweise aus Bronze; man kennt etwa 30 Exemplare. Diese eigentümlichen großen Metallarbeiten müssen demnach in Norddeutschland hergestellt worden sein und stellen also eine Fortbildung der fremden, aus dem Süden empfangenen Form dar.“

Daß durch unseren Fund die Forschung neuen, nicht zu unterschätzenden Stoff erhalten hat, leuchtet ein. Hinzugefügt sei, daß bei keiner einzigen der losen Klingen die „Grenzlinie zwischen ihr und dem Griff“ darauf hinweist, daß sie zu einem Dolche gehört hat. Nach Montelius hat nämlich der „bogenförmige Ausschnitt des Dolchgriffs“ fast stets eine gleichgestaltete Grenzlinie hinterlassen. Bei denjenigen unserer Dolchblätter, welche überhaupt eine Grenzlinie erkennen lassen, ist diese gerade, bei einzelnen schräg zur Mittellinie der Klinge stehend, was seinen Grund darin hat, daß wie bei dem Dieskauer Dolchstab, Tafel II, Fig. 8, und dem bekannten Dolchstab vom Jägerberg in Halle die Klinge zu dem Schaft nicht selten in einem stumpfen Winkel zu stehen pflegte.

Die Anschauungen über Bedeutung und Zweck der Dolchstäbe sind verschieden: Während die einen sie für eine furchtbare Waffe halten, sehen andere in ihnen lediglich Würdeabzeichen oder Kultgeräte, so z. B. das Symbol des „Schwertgottes Ziu“. Daß man zuerst an die Herstellung einer wirksamen Waffe gedacht hat, erscheint sehr wahrscheinlich, aber ebenso, daß man die Unzweckmäßigkeit bald erkannt und das prunkende Gerät nur für Repräsentationszwecke beibehalten hat. Zwei unserer Dolchstäbe und mehrere Dolchblätter legen beredtes Zeugnis dafür ab, wie flüchtig und nur auf Aussehen berechnet gearbeitet worden ist.

Nach Montelius²⁾ waren die Schäfte zuerst ganz aus Holz gefertigt, später zum Teil aus Bronze; schließlich besteht der ganze Schaft aus zinnreicher Bronze. Nach ihm haben die ältesten Klingen Kupferfarbe und ergab die Analyse tatsächlich eine sehr zinnarme Bronze, so daß er sie „einem sehr alten Abschnitt seiner I. Periode“ zuweisen kann.

¹⁾ Sophus Müller, „Urgeschichte Europas“ 1905, S. 86.

²⁾ Montelius, Chronol. der ältesten Bronzezeit in Norddeutschland und Skandinavien, S. 29—30.

Bei dem Dolchstab Taf. II, Fig. 7 ist der die Klinge umschließende Kopf des Schaftes mitsamt der Tülle und den Nietköpfen aufgegossen. Dafür spricht das Fehlen von wirklichen Nieten und das Vorhandensein von Gußnarben in den „unechten Nietköpfen“. Der Nacken ist schmal und läßt an einem Teil die Grenzen zwischen der dünn gehämmerten Angel der Klinge und den beiden Wangen des Schaftkopfes erkennen. Mir scheint der Bronzekünstler mit Punzen nachgeholfen zu haben, um den Eindruck solider Arbeit zu erwecken; er ist jedoch aus der Rolle gefallen, als er die Arbeit an dem oberen, etwas stärkeren Teile des Nackens fortsetzte: Hier werden nämlich aus den zwei vertieften Linien plötzlich und ganz unmotiviert drei.

Die Länge des Schaftteils beträgt 21,50 cm, von denen 13,50 auf die Tülle kommen. Die lange Achse der elliptischen Tüllenöffnung beträgt 23 mm, eine geringe Weite für einen einzuführenden Holzschaft, mochte das Holz auch noch so hart und zähe sein! Die einfachen Verzierungen an Schaftkopf und Tülle sind auf dem Lichdruck deutlich erkennbar, ebenso der kleine Niet, welcher Tülle und Holzschaft einst verbunden hat.

Die 24 cm lange Klinge zeigt keine besonderen Verzierungen, wohl aber die bei Klingen jener Zeit übliche Verdickung in der Mitte, welche in Dreieckform bis zur Spitze läuft. Geschärft ist die Klinge nur auf $\frac{1}{3}$ der Länge von der Spitze aus.

Der 2. Dolchstab Taf. II, Fig. 8 ist dem zuerstgenannten ähnlich, jedoch in seinen Abmessungen kräftiger gehalten. Die Klinge mißt 22 cm und ist in einem stumpfen Winkel nach oben eingefügt. Auch hier ist der Schaft aufgegossen. Die Nietköpfe sind wie bei dem vorhergenannten Dolchstab mit in dem Guß erzeugt, also unecht, nur noch Ornament. In ihren Abmessungen sind sie stärker als die bei Dolchstab Fig. 7.

An dem durch Einhiebe verzierten Nacken erkennt man ebenfalls deutlich das Bestreben des Künstlers, Schaftlappen und Angel der Klinge durch Vertiefungen auseinanderzuhalten, was hier bei den stärkeren Abmessungen auch besser gelungen ist als bei dem vorhergenannten (Fig. 8). Die Länge des Schaftes mitsamt der Tülle beträgt 26 cm; auch die Tüllenöffnung ist von größerer Weite. Der schwache Niet zur Verbindung von Holzschaft und Tülle ist weiter nach oben zu eingefügt. Die durch Punktierung hervorgerufenen Ornamente um die Nietköpfe und Schaftlappen zeigt die Abbildung genügend deutlich, auch ist eine Verzierung durch Einhiebe am Nacken bei Benutzung der Lupe sehr wohl erkennbar.

Die Verstärkung der Klingemitte ist ebenfalls vorhanden, aber flacher gehalten als bei der vorhergenannten Klinge. Geschärft ist nur die Spitze.

Bei dem dritten Dolchstab (Tafel III, Fig. 1) ist der Schaftkopf zum Teil zerstört, der Nacken fehlt. An der Art der Brüche und einem Sprunge erkennt man die auffallende Sprödigkeit des Metalls. Da abgesplitterte Teile in dem Gefäß nicht vorhanden waren, muß der Dolchstab als Torso geborgen worden sein.

Die Klinge zeigt die bis zur Spitze reichende Verstärkung in der Mitte und beiderseits längs der Schneiden laufende seichte Rillen, eine Bildung der Schneide, die nur noch einmal, an einer losen Klinge, wiederkehrt. Die Länge beträgt von dem stark gewölbten Schaft bis zur Spitze 23 cm. Ornamentiert ist sie auf beiden Seiten durch jenes bekannte langgestreckte Dreieck mit mäßig gekrümmten Längsseiten und durch flüchtig hergestellte, schraffierte kleine Dreiecke an der Basis. Die Klinge ist von oben durch einen bis zu der kurzen gereiften Tülle reichenden Spalt „eingeschoben“. Die unten ganz glatte Tülle ist nicht durch Abbrechen eines Teils verkürzt worden, wie man vielleicht glauben könnte, sondern absichtlich so kurz gehalten worden, weil der hölzerne Schaft, wie erhaltene Reste lehrten, durch den ganzen Schaftkopf hindurchging und man diese Verbindung für hinreichend sicher hielt.

Die Verletzungen des Schaftkopfes gestatten einen Einblick in sein Inneres und lassen deutlich die Verbindung mit der Klinge erkennen (Tafel III, Fig. 1a). Letztere ist zu einer dünnen Angel ausgehämmert und hat nur zwei mäßig weite, nebeneinanderstehende Nietlöcher. Ob ein dritter Niet vorhanden gewesen ist, gegen den sich die etwas ausgebuchtete, hier auch stumpfer gehaltene Angel lehnen konnte, ist nicht zu sagen. Zieht man jedoch Vergleiche mit den uns bekannten Klingen von Groß-Schwechten bei Stendal,¹⁾ die der unsrigen sehr ähnlich sind, und zieht man in Betracht, daß in der Regel drei im Dreieck stehende Nietköpfe „als erhabenes Ornament“ vorhanden sind, so muß man wohl annehmen, daß auch hier ein dritter Niet vorhanden gewesen ist, wenn auch seine Bedeutung eine geringe war.

Der Gang der Arbeit mag für den Bronzekünstler folgender gewesen sein: Für die in seinem Besitz befindliche „Klinge mit nur zwei Nietlöchern“ galt es einen Schaftkopf zu gießen, in den die Klinge von oben einzuschieben und ein Holzschaff von unten einzu-

¹⁾ Photogr. Abbildungen der Ausstellung zu Berlin 1880, Sekt. VI, Taf. XII.

fügen war. Ein Modell mit Nietköpfen war in seiner Hand; aber die Lage der Nietlöcher in der Klinge stimmte nicht mit der der Nietköpfe. Er war also gezwungen, in die Gußform „kleine zylindrische Formkerne“, welche der Weite der Nietlöcher entsprachen, einzusetzen, um in den Nietköpfen Durchlochungen zur Aufnahme durchgehender Niete zu erzeugen. Man erkennt nun auch deutlich, selbst auf unserer Photographie die verhämmerten Niete, deren Lage naturgemäß nicht in der Achse der konischen Nietköpfe zu suchen ist. Dem Anschein nach besteht das Nietmaterial aus zinnarmer, leicht zu treibender Bronze oder gar aus Kupfer.

Montelius hat Klingen und Niete der Dolchstäbe von Groß-Schwechten analytisch untersuchen lassen und gefunden, daß die Niete nur 4,5 % Zinn enthielten.¹⁾

Bei Untersuchung des Fundes konnte ich, wie schon vorher angegeben, dem bronzenen Schaftkopfe noch lange Holzsplitter entnehmen, als Reste des Schaftes, der sich dem Schaftkopfe entsprechend nach oben verjüngte.

Macht man sich klar, in welchem Maße der Holzschaft durch diese Verjüngung, ferner durch die Löcher für Niete und einen Einschnitt für die Angel geschwächt wurde, so wird man die Verbindung eine sehr dürrtige nennen müssen. Von einer „leistungsfähigen Waffe“ kann nicht die Rede sein!²⁾

Noch weit weniger könnte man dies von dem vierten Dolchstab behaupten (Tafel II, Fig. 2, 2a und 2b):

Die auffallend schwache und mit Gußfehlern behaftete Klinge mißt von der „Grenzlinie“ ab nur 19 cm und hat in einem hölzernen Schaft gesessen, dessen Kopf mit einem ganz dünnen Bronzeblech belegt war (Fig. 2a).

Drei im Dreieck stehende Niete mit kräftigen Nietköpfen sind

¹⁾ Montelius a. a. O. S. 44.

²⁾ Herr Dr. W. Wangerin-Halle hat die Güte gehabt, die splitterartigen Holzreste mikroskopisch zu untersuchen. Da der Erhaltungszustand nicht gestattet, hinreichend dünne, für mikroskopische Untersuchung geeignete Schnitte zu erzielen, es somit nicht möglich war, Struktur und Anordnung der Holzelemente auf Längs- und Querschnitten festzustellen, so war eine „Identifizierung“ der Holzart leider ausgeschlossen. Herr W. schrieb mir: „Soviel mir an den fragmentarischen Brocken, die ich unter das Mikroskop bekam, erkennbar, sind Gefäße nicht vorhanden, und dies würde auf Nadelholz, speziell auf *Taxus* schließen lassen, zumal ich einmal auch spiralig verdickte tracheidenartige Elemente gesehen habe. Da ich aber das Fehlen echter Gefäße nicht als zweifellos hinstellen kann, so ruht auch die ausgesprochene Vermutung auf sehr unsicherem Boden.“

erhalten; sie haben jedoch nur eine sehr geringe Bedeutung gehabt, wie denn überhaupt die ganze Arbeit „Blendwerk“ ist und einen Beweis liefert, daß man bereits in der Urzeit den Versuch gewagt hat, „Schundware“ an den Mann zu bringen. Gegen die Annahme, daß wir vielleicht ein als Beigabe für einen Verstorbenen bestimmtes „Scheingerät“ vor uns hätten, spricht die sorgfältige Ausführung, die fast verwickelt zu nennende Technik.

Ursprünglich hat die mit Dreiecken verzierte Klinge wohl zu einem Dolche gehört und hat an der Angel durch irgend ein Mißgeschick Schaden gelitten, und zwar so, daß die einstige Lage der feinen Nietlöcher und selbst deren Zahl nicht mehr klar erkennbar ist. Vielleicht waren ein ganzes Stück der Angel und mit ihm zwei Nietlöcher verloren gegangen. Der Waffenschmied hat sich in sinniger Weise — ein neues Loch zu bohren verstand er nicht — dadurch geholfen, daß er von seitwärts einen schmalen Ausschnitt in die Angel machte, in den ein schwacher Niet geschoben werden konnte.¹⁾ Ein Blick auf die Abbildung, Fig. 2, lehrt, daß auf der anderen Seite ein zweiter schwacher Niet noch in einem Nietloch der Angel festsetzt.

Nur diese beiden schwachen „Ersatzniete“ haben also Schaft und Klinge verbunden, während die trügerischen schweren Niete auch hier nur als Überreste einer früheren Einrichtung zu betrachten sind und höchstens noch einem Verschieben der Klinge nach hinten vorbeugen konnten. Um diesen „Ersatznieten“ einigen Halt zu geben, hat man sie zwischen die Köpfe der falschen Niete eingeklemmt, was möglich war, da letztere, obgleich hohl gegossen, doch eine genügende Wandstärke besaßen (Fig. 2 b). Wie eine genaue Prüfung ergibt, hat man in drei Nietköpfen je einen spitzen Dorn aus Kupfer oder zinnarmer Bronze festgegossen, die drei anderen „tutuli“ jedoch beim Guß mit einem Kanal versehen, durch den man die Spitze des weichen Niets schob, um ihn dann zu verhämmern.

Vor diesem Aufsetzen und Verhämmern sind die beiden Ersatzniete durch die Löcher in Blech, Holz und Klinge an ihren Platz geschoben worden, und rechnete der Schmied darauf, daß sie durch das Verhämmern gleichzeitig auch eine Stauchung erführen. Wie der Augenschein lehrt, sind sie jedoch mehr verbogen als gestaucht worden, gewiß nicht zum Vorteil des Holzschaftes.

¹⁾ Ein ähnlicher Behelf, ein fehlendes Nietloch zu ersetzen, ist an dem Dolchstab von Bethkenhammer, Kr. Deutsch-Krone, zu erkennen. Abbildung bei Montelius a. a. O. S. 29.

Den Schluß der verwickelten Arbeiten hat die Befestigung des Blechs am Nacken, wo es nicht wie an der Klinge einfach umgebogen und angepreßt werden konnte, gemacht und zwar hat sich der Arbeiter dadurch geholfen, daß er ein gebogenes Blechband durch zahlreiche Stiftchen, die vielleicht gleichzeitig ein Ornament bildeten, aufheftete. Auch die Wangen dieses Schaftkopfes waren verziert, und zwar, wie es scheint, mit Hilfe eines Rändrierrädchens, und nicht durch einzelne Schläge auf Punzen.

Wenn man, wie ich es versucht habe, die einzelnen Stadien der Arbeit verfolgt, so muß man über den Reichtum an verfügbaren Behelfen und über die Aufwendung von Mühe und Zeit staunen; und unwillkürlich fragt man sich, ob nicht ein solider Schaft aus Bronze sich billiger gestellt haben würde, und ob es denn überhaupt möglich gewesen sei, ein solches Machwerk an den Mann zu bringen zu einer Zeit, wo der Käufer ganz gewiß erst genau prüfte, bevor er den Handel abschloß.

Beide Fragen sind wohl nur dahin zu beantworten: der Preis der Bronze muß in unserer ersten Periode noch ein sehr hoher gewesen sein!

Lose Klingen:

1. Tafel III, Fig. 3. In der schweren und scharfen Klinge, welche mit der Verstärkung in der Mitte versehen ist und in der Angel drei weite halboffene Nietlöcher zeigt, sitzen noch zwei schwere Nieten mit flachkonischen Köpfen fest. Die Länge der Klinge beträgt 28,50 cm; von der senkrecht laufenden „Grenzlinie“ ab bis zur Spitze 24,50 cm. Die abgerundete Angel ist nur mäßig stark. Die Nieten sind in ihrem ursprünglich zylindrischen Teil, der fast 2 cm Stärke hat, durch das Treiben der Nietköpfe „aus der Fassung gekommen“, d. h. sie füllen zwar die Nietlöcher der Klinge aus, werden aber von da ab bis zu den Nietköpfen stetig im Durchmesser stärker und zeigen unregelmäßige Auftreibungen. Es ist wohl anzunehmen, daß der Schaft aus Holz bestand und daß die Löcher in diesem einen größeren Durchmesser gehabt haben als die Nieten und die Nietlöcher in der Klinge; mußte doch der Gefahr, daß der Schaftkopf sprang, vorgebeugt werden!

Am obersten Nietloch der Angel ist in dem Metall ein Sprung sichtbar, der, wie auch bei anderen Klingen, durch das Stauchen der Nieten hervorgerufen zu sein scheint, wenn nicht etwa schon durch das Ausdrehen und Erweitern der Nietlöcher.

2. Dieser geschilderten Klinge ähnlich ist die in Fig. 4 abgebildete. Die weit offenen Nietlöcher sind bei dem Abreißen oder Abschlagen

alter Niete etwas ausgebrochen. Das Metall der 30 cm langen Klinge zeigt verschiedene Gußfehler und näher der Spitze zu einen durchgehenden Riß in der Schneide und einen Sprung in der Klingerverstärkung.

3. Nur 1,50 cm länger, aber von ähnlicher Form ist eine weitere Klinge, die hier nicht abgebildet ist; auch sie läßt die Grenzlinie senkrecht zur Mittellinie erkennen. Die Angel ist gestreckter; auch sind die Nietlöcher noch weiter offen.

4. Fig. 5. Die Klinge mißt 28,50 cm und ist dünner als die drei vorher beschriebenen; dementsprechend ist auch die Verstärkung in der Klingemitte flacher, bleibt jedoch bis zur Spitze von gleicher Höhe, so daß sie hier verhältnismäßig stark hervortritt. Die beiden seitlichen Nietlöcher sind weit offen und unregelmäßig; das oberste war für einen schwächeren Niet bestimmt.

Die „Grenzlinie“ steht schräg zur Klingemitte. Die Ornamente sind stark verwischt; mit der Lupe erkennt man aber auch auf dem Lichtdruck sich schneidende Linien mit flüchtigem Sparrenmuster.

5. Fig. 6. 29,50 cm lange, kräftige, scharf und sauber gedengelte Klinge; an der „Grenzlinie“ 10 cm breit. Die Verstärkung der Klinge ist beiderseits durch ein langgezogenes Dreieck mit mäßig gekrümmten Längsseiten und durch je 5 kleine und schraffierte Dreiecke verziert.

Zwei weite Nietlöcher an der Seite der abgerundeten Angel sind zu $\frac{1}{4}$ des Kreises offen, während das dritte, am Ende der Angel, nur die Form eines Halbkreises von gleichem Durchmesser (fast 1,50 cm) hat.

Die Klinge, ursprünglich für einen Holzschäft bestimmt, ist später für eine andere Art der Schäftung „aptiert“ worden, wie zwei roh eingetriebene kleine Nietlöcher zeigen. Bei dem einen ist das Metall am Rande ausgebrochen, bei dem anderen; wo der Niet nicht genau das Loch getroffen hat, verbeult.

6. Fig. 7. Flache, mit mäßiger Verstärkung versehene, gedengelte Klinge von 29,50 cm Länge.

Die Verzierung besteht aus zwei im spitzen Winkel sich schneidenden Doppellinien, zwischen denen Punkte eingeschlagen sind. Die „Grenzlinie“ ist zum Teil verwischt infolge wiederholter Aptierungen der Angel. Ursprünglich hat letztere zwei halboffene weite Nietlöcher an den Seiten gehabt, vielleicht auch einen Nietausschnitt am hinteren Ende. Später sind drei enge Nietlöcher dicht am Ende der Angel hergestellt worden, von denen noch zwei die stark verbogenen Niete enthalten. Beide Niete tragen an den Enden durch Hämmern erzeugte

Bärte. Die Klinge zeigt mehrfache Ausbröckelungen und Risse, so daß sie wohl kaum noch einer Neuschäftung wert gewesen wäre.

7. Tafel IV, Fig. 1. 27,30 cm lange Klinge mit halbkreisförmig abgeschlossener Angel, darin zwei kreisrunde weite Nietlöcher; am Ende ein offenes Nietloch von gleichem Durchmesser. Die Verstärkung der Klinge ist stark gewölbt, aber wesentlich schmaler als bei den bisher betrachteten und verjüngt sich nur wenig nach der Spitze zu; dagegen ist der für das Dengeln bestimmte Rand breiter. Beachtenswert sind zwei Risse, die von den geschlossenen Nietlöchern nach der Außenseite hin laufen, also den Weg genommen haben, wo beim Stauchen der Niete der geringste Widerstand war.

Eine Grenzlinie ist wenig erkennbar, scheint jedoch schräg zur Mittellinie der Klinge gelaufen zu sein.

8. Tafel IV, Fig. 2. Flache, 24,40 cm lange Klinge mit gewölbter, aber schmaler, rippenartiger Verstärkung in der Klingemitte. Diese läuft bis an das Ende der Angel, die nicht wie die anderer Klingen besonders bearbeitet ist.

Segmentförmige Ausschnitte für zwei starke Niete und ein kleiner Ausschnitt am Ende der Angel für einen stiftartigen Niet scheinen gleich beim Guß hergerichtet zu sein.

9. Tafel IV, Fig. 3. Blattartige, dünne und verbogene Klinge mit breiter, aber kaum hervortretender Verstärkung in der Klingemitte; an der Angel drei weite Ausschnitte für Niete. Am Ende der Angel befindet sich noch ein kleines ovales Nietloch, scheinbar beim Guß erzeugt, und daneben die Hälfte eines solchen. Ein Stück der Angel ist hier abgesprungen.

10. Tafel IV, Fig. 4. Kräftige Klinge mit wulstiger Verstärkung, 23,70 cm lang. Die Angel ist abgeflacht, aber nicht durch nachträgliches Hämmern, sondern gleich durch den Guß. Drei unregelmäßige, rundliche Nietlöcher von nur etwa 5 mm Durchmesser sind ebenfalls beim Guß hergestellt und nicht nachgebohrt, was man vielleicht als einen Beweis dafür ansehen darf, daß die Klinge früher nicht schon mit einem Schaft oder Griff verbunden gewesen ist; auch ist eine Grenzlinie nicht zu erkennen, so daß es unklar bleibt, ob das Blatt zu einem Dolch oder Dolchstab bestimmt war.

Daß übrigens auch Dolchstäbe mit bogenförmigem Ausschnitt des bronzenen Schaftkopfes vorkommen, beweist der Dolchstab von Wernigerode, abgebildet bei Lindenschmit, Bd. IV, Tafel VI, Fig. 9 und bei Montelius a. a. O. S. 29.

Eine genügende Verbindung zwischen Klinge und Griff durch drei, wenn auch minder starke Niete in der einfachen Weise wie hier bei Fig. 4 herzustellen, erscheint so naturgemäß, daß man sich wundern muß, diesem Typus so selten zu begegnen. Eine vom Osterberge bei Dederstedt im Mansfelder Seekreise stammende, im Prov.-Museum zu Halle (170, II) aufbewahrte Dolchklinge von allerdings nur 14,50 cm Länge hat einen durchaus verwandten Charakter. Auch sie hat eine Verstärkung in der Mitte und in der flachen Angel drei unregelmäßige, durch Guß erzeugte und nicht ausgedrehte kleine Nietlöcher. Auch die Klinge des bekannten Leubinger Dolchstabes hat bezüglich Zahl und Kleinheit der Nietlöcher eine gewisse Verwandtschaft.

Technik und Ornamente.

Nach Montelius¹⁾ sind alle einheimischen Kupfer- und Bronzearbeiten gegossen und dann mit dem Hammer teilweise bearbeitet. Bronzen, welche nur gehämmert sind, wie sie im Süden früh vorkommen, findet man fast niemals unter den nordischen Arbeiten der Bronzezeit. Auch Dr. Beltz²⁾ widmet der Technik der Bronzearbeiter einige Seiten. Nach ihm sind die „Geräte sämtlich durch Guß hergestellt und nicht durch Treiben, wenn es auch nicht ganz ohne Mitwirkung eines hammerartigen Instruments abgegangen ist. Die Schneiden der Schwerter müssen durch Nachhämmern geschärft sein“.

Auch an unseren Klingen wird das Schärfen auf diese Weise ausgeführt worden sein, denn nirgends findet man Spuren des Schleifens, weder an den Schneiden selbst, noch an den Verstärkungen der Klingen in der Mitte, die bei Benutzung einer nur einigermaßen breiten Schleifschale mit dem Stein hätten in Berührung kommen müssen.

Über die Herstellung der geschlossenen und teilweise offenen Nietlöcher habe ich volle Klarheit nicht gewinnen können. Wahrscheinlich ist, daß kleinere im Guß erzeugte Löcher später erweitert worden sind, indem man sie mit kantigen Werkzeugen aus harter Bronze oder Feuerstein ausdrehte, woher die scharfen Kanten stammen dürften. Um diese Arbeit zu erleichtern, scheint man das Metall um das Nietloch durch Treiben nach innen zu wiederholt verdünnt und von neuem „ausgedreht“ zu haben. Man erkennt diese Art der Arbeit selbst an kleineren Nietlöchern. Auf die Bildung der Löcher in den

¹⁾ Montelius a. a. O. S. 73.

²⁾ Beltz, Die Vorgeschichte von Mecklenburg, S. 56 ff.

Angeln mit Hilfe eines „Durchschlags“ weist nichts hin; nirgends findet man die Spur eines Fehlschlags oder wiederholten Ansetzens des Durchschlags. Vielleicht sind, wie schon früher kurz angedeutet, die von den Nietlöchern ausgehenden Sprünge in Angeln der Klingen auf ein zu kräftiges Ausdrehen der Nietlöcher zurückzuführen.

Als Ornamente treten auf unseren Bronzeklingen, abgesehen von einer Punktverzierung, nur Linearornamente, gerade oder leicht gekrümmte Linien, die in einem spitzen Winkel zusammentreffen, und Dreiecke auf. Kleine schraffierte Dreiecke finden sich da, wo die leicht gekrümmten Linien zu einem großen Dreieck gehören, besonders an der Basis desselben.

Nach Sophus Müller¹⁾ sind alle Ornamente, sogar die Spiralen und langgestreckten Linien, durch wiederholte Schläge auf ein meißelartiges Instrument aus Bronze, „Punze“, und nicht durch Gravierung erzeugt. In Kopenhagen angestellte Versuche haben diese Annahme bestätigt, allerdings auch, daß zur Erlernung dieser Kunst viele Übung, selbst für einen geschickten Arbeiter, notwendig war. Außer anderen Beweisen für diese Art der Technik führt S. Müller an, daß man mit der Lupe zu erkennen vermöchte, wie „das Metall längs der Ornamentlinie dick und erhöht liege, indem es vom Schläge beiseite gedrängt worden sei“. Bei unseren Klingen vermag ich trotz genauer Prüfung diese Merkmale nicht zu erkennen, wohl aber, daß die Linien in ihrem Verlaufe nicht von ganz gleicher Breite und Tiefe sind, wozu ungleiches Schlagen und ein Auswechseln der Punzen die Ursache sein können. Daß die Anschauung des dänischen Gelehrten nicht überall Zustimmung gefunden hat, sei hier erwähnt.

Depotfunde.

Gelegentlich des Bernsteinhandels kommt Montelius in seiner „Chronologie der ältesten Bronzezeit“, S. 72, auf die „Depotfunde des Nordens“ zu sprechen und auf die verbreitete Annahme, daß dieser „Nachlaß nur von Händlern“ herrühren könnte, welche die aus fremden Ländern importierten Gegenstände in der Erde verborgen hätten. Daß einzelne dieser Funde wohl von Händlern herrühren könnten, gibt Montelius zu; „da jedoch die Mehrzahl aller aufgefundenen Gegenstände nachweislich im Norden gefertigte Ware sei und die dortigen Typen von den in anderen Ländern hergestellten abwichen, so sei diese Annahme für die Allgemeinheit nicht haltbar.“

¹⁾ Sophus Müller, Nordische Altertumskunde, S. 284.

Rob. Beltz in seiner „Vorgeschichte von Mecklenburg“, S. 70 ff., äußert sich über diesen Punkt dahin, daß in Mecklenburg der Brauch, kostbare Gegenstände, und dahin gehörten ohne Zweifel die Bronzesachen, an geschützten Stellen zu bergen, ununterbrochen fortgedauert habe von der Steinzeit ab bis in die jüngere Bronzezeit hinein, in welcher diese Art der Niederlegung als eine „durchgängige Sitte“ anzusehen sei; „Sinn und Bedeutung lasse sich jedoch nur ahnen.“ Ob die niedergelegten Dinge „Weihegaben“ darstellen sollten oder Selbstausstattung für das künftige Leben, läßt er dahingestellt.¹⁾

Die Funde an altem aufgesammeltem Metall, an Gußzapfen, mißglückten Stücken, Metallklumpen und selbst Gußformen nennt er „Gießer- und Händlerfunde“ und sieht in ihnen zwar „einen Beweis für eine im Lande ausgeübte Bronzeindustrie, im übrigen jedoch nur das aufgesammelte Gut wandernder Händler, deren eigene Fertigkeit nicht über die Herstellung einfacher Geräte und über rohe Ausbesserungen hinausgegangen sei“.

Die Depotfunde in Mecklenburg enthalten meistens nur Schmuck- und Zierstücke, selten Gebrauchsgegenstände, und dann in der Regel davon „nur ein Stück“. Daß diesem Brauche ein besonderer Sinn unterzulegen ist, leuchtet ein, und man geht wohl nicht fehl, wenn man z. B. in der Beigabe einer einzelnen Axt einen Hinweis auf die Arbeit des Alltagslebens, vielleicht gar die Gabe des Gesindes sieht; sind doch auch die meisten der üblichen Beigaben in Gräbern nichts anderes als Beweise der Fürsorge für das weitere Schicksal Verstorbener. Sophus Müller behandelt in „Nord. Altertumskunde“, S. 422 ff., nach Beleuchtung der Funde an Grabbeigaben und an s. Z. verloren gegangenen einzelnen Gegenständen „Feld- und Moorfunde“ und rechnet zu ihnen diejenigen, die man nach ihrer Art und nach den Fundumständen „als absichtlich hingelegte“ erkennt. Eigentliche „Depotfunde“ nennt er diejenigen, bei denen die Absicht, unter anderen Umständen die Gegenstände wieder an sich zu nehmen, er-

¹⁾ J. Mestorf in „Vorgeschichtliche Altertümer aus Schleswig-Holstein“ sagt in „Bronzezeit“, S. 9, über Weihgeschenke: „Wir kennen nämlich derartige Depotfunde schon aus der Steinzeit und finden deren in allen folgenden Perioden bis ans Ende des heidnischen Zeitalters, von wann uns die Tradition erhalten ist: „Was der Mensch bei Lebzeiten vergräbt, das soll er im Jenseits genießen.“ Eine oft zitierte Stelle aus der Ynglingasaga, Kap. 8, lautet: „Was der Tote auf dem Scheiterhaufen bei sich hat, und was er selbst in die Erde vergraben hat, das kommt ihn in Valhöll zugute, so lautet Odins Lehre.“ (Vergl. Voß in Verh. d. Berl. Ges. 1878, S. 366.)

kennbar ist, „Opfer- und Votivfunde“ aber solche, die so hingelegt wurden, „daß man für immer darauf verzichtete, als ein Opfer für die Götter oder die Verstorbenen.“

Die zuerst genannten eigentlichen Depotfunde teilt er nach den Fundumständen und nach der Zusammensetzung wiederum ein in „Schatzfunde, in Gußstätten- und Metallfunde“. Auf die Begründung seiner Einteilung hier näher einzugehen, muß ich mir versagen, wohl aber werde ich in dem Folgenden es versuchen, eine Deutung unseres Dieskauer Fundes zu geben:

Nach meiner unmaßgeblichen Meinung war der Mann, der uns den Schatz hinterlassen hat, ein „Händler“, gleichzeitig aber vertraut mit Bronzearbeiten. Er bezog fremde Klingen und arbeitete sie seinen technischen Erfahrungen entsprechend nach dem Geschmack der Abnehmer um. Zu seinen Arbeiten brauchte er rohe Bronze verschiedener Art, die er in der Form von zum Teil ungeglätteten Ringen durch Tausch erwarb. Selbstverständlich fragt man bei dem Bezug fremder Ware auch nach der Gegengabe: Bei uns ist diese „das Salz“ gewesen, was nicht etwa Halle allein geboten hat, denn Soolquellen, die einst offen flossen, hat es in unserer Umgebung genug gegeben; und es würde eine dankbare Aufgabe sein, der Bedeutung derselben, auch in vorgeschichtlicher Zeit, mehr nachzuspüren; Anknüpfungspunkte sind genug vorhanden.

Daß unser Depotfund den Besitz eines Händlers, der hier, wenigstens zeitweise, ansässig war, darstellt, dafür sprechen aber noch andere Dinge: So will ich daran erinnern, daß die Spiralröllchen nicht mit den Bernsteinperlen zu Ketten vereinigt waren, sondern daß die ersteren auf Ranken von Pflanzen, auf wenig haltbares Material, aufgereiht waren, was wohl für den Transport im Ranzen genügte, nicht aber für ein Tragen um den Hals oder im Haar.

Wenn, soweit mir bekannt, Bernstein bisher nicht in Depotfunden der älteren Bronzezeit vorgekommen ist, sondern nur als Grabbeigabe, so kann das nicht ausschließen, daß ein Händler dieses Tauschobjekt und Bezahlungsmittel ersten Ranges doch besessen und auf seinen Reisen mit sich geführt hat. Gerade die große Anzahl der Perlen dürfte es wahrscheinlich machen, daß sie nicht den Schmuck einer einzelnen Person gebildet haben, sondern den Besitz eines Geschäftsmannes, der sie umzusetzen wußte. Den Fund als die Habe eines Mannes, der Ackerbau und Viehzucht trieb, oder als die seiner Familie anzusprechen, würde verfehlt sein: Was sollten ihm oder der Familie vier Dolchstäbe und die zahlreichen grifflosen Klingen? Würde

man nicht ganz andere Dinge, Dinge des täglichen Gebrauchs, dem Topf anvertraut haben?

„Weihegaben“ sind es auch nicht: Wie sollte der Spender dazu gekommen sein, neben allerdings brauchbaren, alten und neuen Stücken eine so große Zahl von unfertigen, umzuarbeitenden zu stiften und die Gaben in einen rohen Topf unter möglichster Raumersparnis zu verpacken? Das hätte den Gepflogenheiten jener Zeit durchaus widersprochen; wissen wir doch aus Erfahrung, daß bei Niederlegung solcher Weihegaben gewisse rituelle Anordnungen getroffen wurden! Uns sind aus hiesiger Gegend Fälle bekannt, wo um größere Gegenstände eine Anzahl Äxte, mit der Schneide gegen die Mitte gerichtet, gruppiert war, oder wo man die Äxte, indem man die Schneiden in den Boden steckte, in der Form eines Kranzes angeordnet hatte.

Wie bereits erwähnt, sind Bronzefunde der ältesten Periode hier vielfach vertreten und befinden wir uns wahrscheinlich auf Boden von uralten Niederlassungen, die an begangenen Straßen, ich erinnere an die „Sälzerwege“, lagen und sich zu Handelszentren und damit zu Sitzen handwerklicher Betriebe entwickelten. Daß diesen Stätten, an denen Wohlstand und Behaglichkeit wuchsen, auch Gefahren drohten, ist leicht ersichtlich, und so mag auch unser Händler in schwerer Bedrängnis einst das Wertvollste seiner Ware zusammengerafft und vergraben haben, vielleicht an derselben Stelle, wo er kurz vor der Flucht mit den Seinen abgekocht hatte. Die Spuren der Herdfeuer hatte er, wie bereits eingangs erwähnt, sorgfältig verwischt, und so blieb ihm eine gewisse Hoffnung, in besseren Tagen das Verborgene wieder zu heben.

Bedauerlicherweise ist von den hier bei Halle vor Jahren gemachten Bronzefunden nur ein kleiner Teil der engeren Heimat erhalten geblieben; besonders sind Funde, die in Privathände gelangt waren, verschwunden oder es sind im besten Falle noch Teile von ihnen in entlegenen Sammlungen zu finden.

Erfreulicherweise hat es jedoch hier bereits im Anfang des vorigen Jahrhunderts Männer gegeben, die, den Wert der vorgeschichtlichen Forschung erkennend, die Entdeckungen geprüft und nach dem damaligen Stande der Wissenschaft gedeutet haben. Ihre Veröffentlichungen bestätigen durchaus unsere Ansicht, daß bereits zur Bronzezeit eine zahlreiche und wohlhabende Bevölkerung hier ansässig gewesen sein muß. Näher darauf einzugehen, muß ich mir leider versagen, ich hoffe jedoch, an dieser Festlegung mitarbeiten zu können, sobald die Herausgabe einer archäologischen Fundkarte auch dieses

Teils unserer Provinz in Angriff genommen werden wird. Nicht alle Fragen, die sich bei der Betrachtung des „Dieskauers Fundes“ aufdrängen, sind hier gelöst worden. So mußte ich, da das Provinzial-Museum nicht Besitzer der Bronzen ist, wohl oder übel auf eine chemische Untersuchung des Metalls verzichten, ja sogar eine Prüfung auf Härte ausschließen. Wie wichtig eine analytische Prüfung der verschiedenartigen Objekte gewesen wäre, wird jeder wissen, der über das planvolle Vorgehen der Bronzegießer bezüglich der „Mischung“ einigermaßen unterrichtet ist, und der es versteht, danach Schlüsse auf den Ursprung zu ziehen. Wenn ich anderseits bei dem Versuche, die Technik der Bronzekünstler zu ergründen, etwas zu eingehend geworden sein sollte, so bitte ich den geehrten Leser um Entschuldigung: Ich hielt es für meine Pflicht, den in Privatbesitz verbleibenden Fund bis in die Details festzulegen und hoffte, bei der Verschiedenartigkeit der Objekte dahinter zu kommen, welche Behelfe und welche Werkzeuge dem Bronzearbeiter jener Zeit zur Verfügung gestanden haben. Über letztere habe ich zu meinem Bedauern wesentliche Aufschlüsse nicht geben können. Obgleich ich die recht umfangreichen und alten Bestände unseres Provinzial-Museums auf das Vorhandensein von Werkzeugen der Bronzearbeiter noch einmal eingehend geprüft habe und in der Tat auch auf einige Bronzeartefakte gestoßen bin, die früher irrtümlich als „noch unbearbeitete Stücke oder als Waffen“ pp. angesprochen worden sind, die man aber mit größerem Recht als Werkzeuge zu deuten hat, so will es mir doch scheinen, daß unseren Bronzearbeitern, auch wenn sie Hervorragendes selbständig nicht zu leisten vermocht hätten, mehr Werkzeuge zur Verfügung gestanden haben müssen, als wir bisher kennen. Ich schreibe dies, obwohl mir bekannt ist, „daß nicht das Werkzeug es macht, sondern die Hand, die es führt,“ und obgleich ich gern zugebe, daß die ausgezeichnete „Handfertigkeit“ gewisser Völker, z. B. der Chinesen und Zigeuner, ihren Grund gerade in „dem Mangel an Werkzeugen“ haben mag.

Ist es Tatsache, daß man bisher nicht mehr Werkzeuge kennt als einige Meißel, Punzen, kleine Durchschläge und Tüllenhämmer, auch daß man das gesamte Werkzeug eines Bronzearbeiters noch niemals vereint, weder als Grabbeigabe noch als Depot, gefunden hat, so ist wohl der Wunsch berechtigt, daß ein Fachmann, der mehr Gelegenheit hat, „zu sehen“ als der Direktor eines Provinzial-Museums, sich der Sache annähme und eine „Werkzeugkollektion der Bronzearbeiter“ zusammenstellte.

Verzeichnis der Fundobjekte bei Dieskau.

1. Randaxt ohne Stielloch, mit gewölbten Seitenrändern, 13 cm lang; Breite der Schneide 6,50 cm; Tafel I, Fig. 1. Gewicht	245 gr.
2. Schmalaxt mit Leisten an den Seiten und in der Mitte, elliptisches Stielloch, Länge 30,50 cm; Tafel I, Fig. 2. Gewicht	620 gr.
3. Schmalaxt, gerippt, kreisrundes Stielloch, Länge 30,50 cm; Tafel I, Fig. 3. Gewicht	720 gr.
4. Bernsteinperlen; Tafel I, Fig. 4.	
5. Zwei Armspiralen; Tafel I, Fig. 5. Gewicht zusammen	660 gr.
6. Spiralröllchen, 23 Stück; Tafel I, Fig. 6.	
7. Zehn offene Halsringe; Tafel I, Fig. 7. Gewicht von 205 bis 250 gr, zusammen	2075 gr.
8. Vier geschlossene Beinringe; Tafel I, Fig. 8. Gewicht von 470 bis 635 gr, zusammen	2200 gr.
9. Zwei offene Beinringe mit je drei Löchern; Tafel I, Fig. 9. Gleiches Gewicht, zusammen	760 gr.
10. Zwei offene Beinringe, sich nach dem Spalt zu stark verjüngend; Tafel I, Fig. 10. Gewicht je 285 gr, zusammen	570 gr.
11. Sechs offene Armringe mit knopfartigen Stempelenden; Tafel II, Fig. 3. Gewicht von 145 bis 285 gr, zwei zu je 145 gr, zusammen	1085 gr.
12. Offener, fassettierter Armring; Tafel II, Fig. 5. Gewicht	390 gr.
13. Glatter, schwerer Armring; Tafel II, Fig. 4. Gewicht	515 gr.
14. Kinderarmring, zusammengepreßt; Tafel II, Fig. 6. Gewicht	105 gr.
15. Dolchstab, die Länge des Schaftes 21,50 cm; Tafel II, Fig. 7. Gewicht	670 gr.
16. Dolchstab, die Länge des Schaftes 26 cm; Tafel II, Fig. 8. Gewicht	1045 gr.
17. Dolchstab mit zertrümmertem Schaftkopf; Tafel III, Fig. 1. Gewicht	360 gr.
18. Dolchstab mit schwacher Klinge und Blechbelag; Tafel III, Fig. 2. Gewicht inkl. Niete und Blech	300 gr.
19. Lose Klinge mit zwei starken Niete, Länge 28,50 cm; Tafel III, Fig. 3. Gewicht	445 gr.
20. Klinge mit Sprung in der Klingerverstärkung, 30 cm lang; Tafel III, Fig. 4. Gewicht	350 gr.
21. Klinge, 31,50 cm lang; nicht abgebildet. Gewicht	420 gr.
22. Klinge mit Spuren eines Sparrenmusters, 22,50 cm lang; Tafel III, Fig. 5. Gewicht	315 gr.
23. Klinge mit kleinen Dreiecken an der Basis eines langgezogenen Dreiecks; Tafel III, Fig. 6. Gewicht	405 gr.
24. Klinge mit drei engen Nietlöchern an der Angel, zwei Niete erhalten, Länge 29,50 cm; Tafel III, Fig. 7. Gewicht	320 gr.
25. Klinge mit halbkreisförmiger Angel, das Metall an zwei Nietlöchern ist gesprungen, Länge 27,30 cm; Tafel IV, Fig. 1.	408 gr.

- | | |
|--|---------|
| 26. Klinge, flach mit rippenartiger Verstärkung, Länge 24,40 cm;
Tafel IV, Fig. 2. Gewicht | 162 gr. |
| 27. Klinge, flach und verbogen, Länge 23,40 cm, zwei kleine
Nietlöcher am Ende der Angel; Tafel IV, Fig. 3. Gewicht | 120 gr. |
| 28. Klinge mit gegossenen kleinen Nietlöchern, 23,70 cm lang;
Tafel IV, Fig. 4. Gewicht | 360 gr. |

Außer diesen bei Dieskau gefundenen Gegenständen sind noch abgebildet:

29. Neben zwei Dieskauer Halsringen ein unvollendeter Halsring aus Mähren;
Tafel I, Fig. 7a.
30. Ein bei Radewell unweit Halle ausgegrabener Ring mit knopfartigen Enden
und zwei Kanälchen. An einer Öse hängen 2 Ketten mit Nadeln;
Tafel II, Fig. 1.
31. Kreisrunder, verzierter Beinring von Halle; Tafel II, Fig. 2.

Förtseh.

Die Riesenstube am Bruchberge bei Drosa.

A. Ausgrabungsbericht mit einem Plan.

(Hierzu Tafel IV und V.)

Im Frühjahr 1904 war durch den Rittmeister Herrn Wurm auf Drosa bei Cöthen nördlich von diesem Dorfe, auf dem sog. Bruchberge nahe der Eisenbahnstrecke Halle-Magdeburg, ein megalithisches Grab freigelegt worden, dessen weitere Ausgrabung der Geschichtsverein zu Cöthen im Auftrage des anhaltischen Gesamtvereins übernahm, unterstützt durch den freundlichen Rat der Herren Prof. Dr. Höfer-Wernigerode und Dr. Seelmann-Alten, denen dafür auch an dieser Stelle der beste Dank ausgesprochen werden möge. Die Grabkammer, ungefähr rechteckig, lag in der Richtung Ostsüdost nach Westnordwest; ihre innere Länge betrug gegen 9 Meter. An der Nordwestseite war sie breiter (innere Weite etwas über 2,30 m) als im Südosten, wo sich die Breite auf 1,25 m verjüngt hatte. Von Südwest her führte, in genau rechtem Winkel auf die Kammer stoßend, ein ziemlich 3 m langer Gang (Korridor) heran, der innen knapp 90 cm breit war. Die Tragsteine des Grabes waren zum größten Teil Granite, an Zahl 15 — doch fehlt seit Jahrhunderten der Abschluß am Nordwestende, ein oder zwei Steine¹⁾ —, ihre Höhe schwankte zwischen 1½ und 2 Metern,

¹⁾ Schon Beckmann gibt in seiner Geschichte Anhalts I, 26 eine Abbildung unseres Grabes, in der es an dieser Seite offen erscheint, so daß der umschließende Erdhügel hier schon damals abgeräumt war (anno 1710).